

Janko Musulin

Rassen- und Minderheitenfragen: Welt- und Gewissensprobleme

Der Zypernkonflikt, der zu Ende des Jahres 1967 die Welt wegen der ihm innewohnenden Kriegsgefahr beunruhigte, hat nicht nur die Unerbittlichkeit eines alten Minderheitenkonfliktes aufgezeigt, sondern auch ihre Verflechtung in die große Politik: Die Beziehung Athens und Ankaras, die Interessen Amerikas und Englands sowie des atlantischen Bündnisses, all das hat hier hereingespielt. Trotzdem hält man im allgemeinen Rassen- und Minderheitenfragen für isolierte Phänomene; man übersieht dabei nicht nur, daß sie ein entscheidender Faktor der Weltpolitik geworden sind, sondern ebenso, daß sie untereinander in dauernder Wechselwirkung stehen. Dies wird zwar in einzelnen Augenblicken deutlich – als etwa die Besatzung des amerikanischen Flugzeugträgers «Roosevelt» den Empfang in einem südafrikanischen Hafen ausschlug, weil er rassengetreunt abgewickelt worden wäre, sah man die Verbindung des amerikanischen mit dem südafrikanischen Rassenproblem – aber der Dauereingriff, die Permanenz der Wechselwirkung wird kaum zur Kenntnis genommen.

Folgen der Tabuisierung

Dies ist nicht von ungefähr: Der Untergang oder die Dezimierung von Minderheiten in dem von den Truppen des Dritten Reiches besetzten Europa führte zu einer Tabuisierung des Themas, so zwar, daß die Vergangenheit, nicht aber die Zukunft, diskutiert werden konnte. Es war etwas Einmaliges und Schreckliches geschehen, man mußte es aufnehmen, erfassen und begreifen; für die Zukunft genügte der Abscheu vor den Verbrechen und ein eindeutig guter Wille. Nicht alle Folgen waren nachteilig. Der rassistische Unruhestifter, über dessen Wesensart Adornos Untersuchung über «The Authoritarian Personality» (New York 1950) gewisse Aufschlüsse gegeben hat, beugt sich unter das gesellschaftliche Tabu, der aggressive Ansatz bildet sich zurück. Die Tabuisierung war dabei

nicht allein, wie man zunächst vermuten könnte, im kontinentalen Europa festzustellen, sie spielte sich gleicherweise in England ein, wo der Vorhang des Schweigens erst 1958 aufgerissen wurde. Vorher sprach man wenig über das Problem der in einem sehr kurzen Zeitraum eingewanderten, über die Million angewachsenen Gruppe Farbiger. Aber noch 1965 ließen sich Reste des Tabus erkennen. So schrieb ein amerikanischer Besucher in der Zeitschrift «Race» über seine Gespräche mit Gewerkschaftlern im Gebiet von Großlondon: «Während meiner Unterhaltungen stellte ich fest, daß man es im allgemeinen ablehnt, über das Farbigenproblem als solches zu sprechen.» So begreiflich die Entstehung der Tabuisierung, so nützlich auch einige ihrer Folgen, so kann doch nicht übersehen werden, daß sie einer bestimmten Bequemlichkeit des Herzens, einem Gleichmut dem gegenüber, was einen nicht oder noch nicht unmittelbar betrifft, Vorschub geleistet hat. In einer außerordentlich kommunikationsintensiven Welt, in der Ereignisse in den verschiedensten Teilen der Welt blitzschnell aufeinander einwirken können, kann der Begriff des «Nächsten», den man «lieben soll, wie sich selbst», nicht mehr so interpretiert werden wie zu Beginn des industriellen Zeitalters oder der Agrargesellschaften, aus dem diese Epoche entstanden ist. Der Imperativ muß nun erweitert verstanden werden, er umschließt neue Pflichten und Aufgaben, nicht zuletzt Pflichten der Information und Aufgaben des Durchdenkens neuer Lebenssituationen, die es bisher nicht gegeben hat. Bereits erste Sondierungen zeigen aber, daß die meisten Christen, so sie sich einer Konfrontation mit dem Problembereich nicht entziehen können, schon in Vokabular und Terminologie eine Unsicherheit verraten, daß sie auf Argumente zurückfallen, die der heutigen Situation keinesfalls mehr entsprechen, oft auch eine eigentümlich defensive Haltung einnehmen.

Der Ausgangspunkt

Dieses Phänomen hängt sicherlich damit zusammen, daß die Entwicklung der *neuen* Rassen- und Minderheitenprobleme aus den bereits erwähnten Gründen zunächst verdeckt blieb; als man sich damit befaßte, als die Fragen ins öffentliche Bewußtsein drangen, hatten sie bereits große Proportionen angenommen. Die plötzliche Konfrontation hatte etwas Erschreckendes an sich, das zu Verdrängungswünschen führte. Es konnte doch nicht schon wieder so weit sein? Was war denn versäumt worden? Nützten alle Vorsätze nichts, war es ganz ein-

fach etwas Schicksalhafteres, das immer wieder auf einen zukam?

Es gehört zu den bitteren Ironien der Weltgeschichte, daß der Nationalsozialismus in eine beinahe abgeschlossene, weitgehend entschärfte Minderheitensituation – die von sich aus nicht mehr aufgebrochen wäre, wie etwa die indische Minderheitensituation bei der Teilung aufgebrochen ist – blutig eingegriffen hat, daß aber als Folge dieser Bewegung, als Folge von Krieg, Umschichtung und Unruhe überall echte Rassen- und Minderheitenprobleme entstanden sind oder entstehen, die ihrerseits die alten Probleme aufvitalisieren und evolutionäre Lösungen erschweren.

Im westeuropäischen Großraum und dem von ihm beeinflußten Gebiet ist als Ursache vor allem die große Beweglichkeit von Kapital und Arbeit zu nennen, die Binnenwanderungen ausgelöst und Minderheitenprobleme hervorgerufen hat. Die Gastarbeiter in Deutschland, über eine Million Menschen, sind eines der besterforschten Beispiele dieser Art; natürlich war der Schauplatz der großen Minderheitentragödie in den Jahren 1939–45 von besonderem Interesse. In die Bevölkerungsbewegungen Rußlands und der Ostblockstaaten haben wir wenig Einblick. Es gab eine Zeit, da immer wieder vom Auftauchen chinesischer Kulis, Arbeiter oder Siedler in vormals deutschen Gebieten zu hören war. In der Art, wie solche Nachrichten damals aufgegriffen wurden, mag der Wunsch maßgeblich gewesen sein, damit aufzuzeigen, daß die Gegner das Land, das sie sich territorial angeeignet hatten, nur mit Mühe besiedeln konnten. Richtig an der Vorstellung aber war die starke Bewegung von Völkern, Völkerschaften und Minderheitengruppen innerhalb des kommunistischen Bereiches. Sie läßt sich auf verschiedene Ursachen zurückführen: Strafmaßnahmen, industrielle Großvorhaben, Neulandgewinnung, strategische Disposition, Veränderung der Infrastruktur. Bei einer zunehmenden Liberalisierung werden auch die bisher niedergewuchteten Fragen, wie es sich schon in Jugoslawien beobachten läßt, und zu ihnen gehören vor allem die des Zusammenlebens verschiedener Nationalitäten, von neuem ihre Eigengesetzlichkeit zeigen.

Was aber die übrige, also außer-europäische Welt angeht, so muß vor allem auf zwei Erscheinungen hingewiesen werden: auf die Entkolonialisierung und die mit ihr verbundene Entstehung zahlreicher neuer Staaten sowie die Entwicklungshilfe.

Die Entkolonialisierung hat zwar keine neuen Minderheitenprobleme geschaffen, aber sie hat be-

reits bestehende mit unerhörter Virulenz erfüllt; überall in Afrika gibt es heute Flüchtlinge, die alle Minderheiten angehören und beredtes Zeugnis von einer Situation ablegen, in der die alten Antagonismen nicht mehr durch die Kolonialherrschaften zurückgedrängt werden. So wenig anziehend das bei genauer Beobachtung auch sein mag, hat es doch seine Einwirkung auf andere Gebiete.

Es wirkt verschärfend auf das Tempo der amerikanischen Auseinandersetzung, erhöht die Ungeduld der amerikanischen Neger, wie der Ausspruch Martin Luther Kings sehr deutlich macht: «Mehr als dreihundertvierzig Jahre haben wir auf unsere von Gott gewährten und von der Verfassung verbürgten Rechte gewartet. Mit der Geschwindigkeit eines Düsenflugzeuges erringen Nationen in Afrika und Asien ihre Unabhängigkeit, wir aber kriechen noch immer im Tempo einer Postkutsche auf das Recht zu, an einer Imbißstätte eine Tasse Tee zu erhalten!» Und es wirkt retardierend auf die südafrikanische und wohl auch auf die rhodesische Situation, weil es die Furcht der Weißen vor der Entwicklung verstärkt und sie ihr Heil in einem Abbruch aller evolutionären Wege und Methoden erblicken läßt.

Die Entwicklungshilfe

Im Gegensatz zu der Entkolonialisierung, durch die nur alte Minderheitenkonflikte eine ganz andere Bedeutung erhalten, schafft die Assistenz der großen Industrienationen in den unterentwickelten Gebieten wahrscheinlich eine neue Form von Minderheitenproblem. Die Entwicklungshilfe muß ja in den meisten Fällen eine frühbäuerliche Gesellschaft aufbrechen: aus der alten, egalitären Teilhabergesellschaft, aus der «poverty sharing community» soll eine arbeitsteilige, einkommensdifferenzierte Prämiengesellschaft hoher Dynamik abgeleitet werden. Ein Prozeß, der sich in Europa in vielen Jahrhunderten und über viele Revolutionen erfüllte, wird hier, gleichsam in einer Retorte, nachgebildet. Dazu muß zunächst eine einheimische Mittlerschicht geschaffen werden, die dazu aus einer uralten gesellschaftlichen Struktur herausgebrochen wird. Diese neue Schicht wird mit einem völlig anderen Lebensstandard, mit völlig anderen Wertskalen vertraut gemacht, gerät dadurch in einen Konflikt zu der in den alten Formen verharrenden Gemeinschaft, die aber nun ihrerseits auf andere Weise Veränderungen anstrebt. Schon im Mau-Mau-Aufstand waren die hauptsächlichsten Opfer die mit moderneren Methoden vertrauten

Kikuyus, dasselbe Bild ergab sich bei den Wirren im Kongo, das freilich durch die Wiederbelebung alter Stammesfeindschaften kompliziert wurde. Im Grunde liegt das Phänomen aber auch dem Vietnam-Krieg zugrunde: Wird ein Dorf vom Vietkong überfallen, so gehören die Opfer wieder vor allem der Mittlerschicht an; nur daß die Eindringlinge nicht einfach die ursprüngliche Gesellschaft vertreten, sondern eine mit anderen Methoden auf die neue Zeit eingewiesene Kampfelite.

Die Betroffenen wissen jedenfalls seit langem, wie fragwürdig ihre Situation werden kann; es gehört zum Dilemma vieler Entwicklungshilfegebender Länder, daß die an den Universitäten des Spennerlandes studierenden Farbigen nicht mehr heimkehren wollen. Übt man da einen Zwang aus, so gerät man in den Verdacht, diskriminieren zu wollen; akzeptiert man das Faktum, so nimmt man hin, daß die für diese Stipendiaten aufgewandten Mittel nicht ihren eigentlichen Zwecken dienen.

Die Akzeleration der Geschichte

Die ersten Erkenntnisse könnte man also folgendermaßen zusammenfassen: Die neu entstandenen oder frisch verschärften Konflikte lassen sich auf ganz bestimmte, erkennbare Ursachen zurückverfolgen, diese umschließen natürlich Residuen der alten Antagonismen, mit diesen identisch sind sie jedoch keinesfalls. Des weiteren: die einzelnen Ursachen sind autochthon, voneinander unabhängig; nicht voneinander unabhängig sind aber die Phänomene selbst, sie stehen in dauernder Wechselwirkung. Es ergibt sich nun die Frage, ob nicht bei ganz verschiedenen Ursachen doch ein gemeinsamer Faktor vorhanden ist, der die immer gefährlicher werdende Virulenz erklärt! Auch muß man sich über die Unterschiede der Erscheinungen selbst klar werden. Versucht man die erste Frage zu beantworten, so stößt man bald auf die mit der Intensivierung der Konflikte parallel verlaufende, immer raschere Veränderung der technischen und produktionsmäßigen Gegebenheiten. Der Verdacht ist naheliegend, daß die Anpassungsfähigkeit des Menschen überfordert wird; nachzuweisen wäre natürlich ob, und wenn ja auf welche Weise, diese Überforderung, dieser dauernde Zwang zu Improvisation, die Existenz in ständiger Auflösung und Umformung, die Konflikte tragisch steigert.

Festzustehen scheint dabei, daß immer dann, wenn die Akzeleration der essentiellen Vorgänge von der seelischen Konstitution nicht mehr richtig verarbeitet werden kann, Angst entsteht: unbe-

treute, ungebundene Angst, die vor allem dort, wo die Veränderungen verstandesgemäß positiv gewertet werden – Verbesserung des Lebensstandards! – schwer bewußt gemacht werden kann. Wahrscheinlich ist es wirklich der hohe Angstgehalt der modernen Gesellschaften, der sie katastrophenanfällig macht: Umsatz von Angst in Aggression, kombiniert mit der stereotypen Stoßrichtung. Also: gegen das Fremde, Andere, Unbekannte... gegen Menschen anderer Sprache, anderer Hautfarbe, anderer Wertskalen.

Die Geschichte des Rassismus

Will man die zweite Frage, welche Erscheinungen neu aufgetreten sind und für unseren Zeitabschnitt typisch erscheinen, beantworten, so kommt man zunächst nicht umhin, zwischen Rassen- und Minderheitenproblemen genau zu unterscheiden, hat sich hier doch das Vorurteil bereits in der Terminologie eingenistet. Natürlich sind alle Rassenprobleme *auch* Minderheitenprobleme, aber es gibt viele Minderheitenprobleme, die nichts mit Rasse zu tun haben. So sind die sogenannten «rassisch Verfolgten» der verschiedenen «Wiedergutmachungsgesetze» in Wirklichkeit Angehörige einer verfolgten Minderheit – auf die Juden trifft dies sicher zu, selbst die Nürnberger Gesetze stützen sich nicht auf rassische Merkmale, entscheidend war die konfessionelle Vorgeschichte, und die Wissenschaftler sind sich heute einig, daß das Wort im stischgenetischen Sinn – im Dritten Reich sprach man da von «reinerbigen Anlagen» – auf die Juden nicht angewandt werden kann. Auch ist die Rassenfrage keinesfalls das uralte Thema, als die man sie gern hinstellt. Der britische Staatsmann und Historiker Lord Brice hat mit Recht darauf hingewiesen, daß es vor der Französischen Revolution kaum in einem Land ein bewußtes Rassenempfinden gegeben hat; man sah sich nicht in «ethnologischen Begriffen». Die Grundlage zu dieser Auffassung wurde erst im 19. Jahrhundert gelegt. Damals kam es zu der verhängnisvollen Vermischung ethnologischer und linguistischer Gedankengänge, schrieb Gobineau sein vierbändiges Werk über die Ungleichheit der menschlichen Rassen, machte sich der Einfluß Houston Stewart Chamberlains bemerkbar, wurde in Amerika der Ku-Klux-Klan begründet. Der historischen Gerechtigkeit halber muß hinzugefügt werden, daß sich die geistigen Väter des Rassismus von dem tiefen, schrecklichen Absturz, den ihre Lehren und Ansichten mitverursachen sollten, keine Vorstellung gemacht haben.

Ist die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts durch diesen Prozeß der Verflachung, Vulgarisierung und Brutalisierung gekennzeichnet, so steht die zweite Hälfte des Säkulums im Zeichen einer neuen Reziprozität: Dem primären Rassismus tritt nun ein sekundärer entgegen, dem Mythos von oben der von unten, «White Supremacy» wird von «Black Power» konfrontiert, anstelle der in Europa hochgekommenen Vorstellung einer arischen Herrenrasse entwickelt sich nun in Amerika die Vorstellung vom schwarzen Mann als dem Träger der eigentlichen Kultur, der Herrenattitude des weißen Raj begegnet in Asien die farbige Arroganz, und eines Tages mag das Sekundärphänomen, also der Rassismus von unten, das bedeutendere Übel sein.

Einstellung zu Rassen- und Minderheitenfragen

Ohne ein Verständnis, ohne ein Eingehen auf die neue Problematik der Rassen- und Minderheitenfragen ist eine richtige Reaktion aus christlicher Sicht heraus nur mehr schwer darzustellen. Die Extremsituation ist einfach und überschaubar: Wenn das Haus des Nachbarn, der zu einer bestimmten Minderheitengruppe gehört, in Brand gesteckt und ihm selbst das Leben genommen werden soll, so wird es kaum Zweifel geben und das, was man tut, wird weniger von theoretischen Überlegungen als von den physischen Möglichkeiten, der Bereitschaft zum Heroismus oder der Rücksicht auf andere Personen, etwa der eigenen Familie, bestimmt werden. Aber jeder solche Extremfall ist nur das Endglied einer riesigen Kette von Handlungen und Unterlassungen, und je weiter man diese Kette von dem furchtbaren Ereignis zurückverfolgen würde – ein Vorgang, der natürlich nicht linear gedacht werden kann –, desto ambivalenter würden einem die Alternativen erscheinen, desto fraglicher die Entscheidungen, desto häufiger stieße man auf Situationen, in denen man scheinbar so oder so reagieren könnte, während man in Wirklichkeit bereits für die Regression Partei ergriffen hat.

Tatsächlich sind die Fälle relativ häufig, in denen man, mit der Problematik von Minderheiten und Rassenfragen vertraut, feststellen muß, daß christlich eingestellte Menschen bedenkliche Ansichten vertreten, zumindest aber eine gewisse Unsicherheit an den Tag legen, so daß man befürchten muß, sie würden sich auf die Dauer nicht allen Gefährdungen gegenüber immun erweisen. Die Ursachen haben sehr verschiedenen Tiefgang; es ist gar nicht so leicht, sie freizulegen. Zunächst stößt man dabei auf Überreste der alten Tabuisierung, die mit der

Abneigung gegen das «Unerfreuliche» in Literatur, Publizistik usw. verbunden ist. Klingt das Wort «Minderheitenfrage» vielleicht zu harmlos, so daß die Interessenschwelle relativ hoch ist, so verbinden sich mit dem Begriff «Rassenfrage», «Rassenkonflikt» die Erinnerung an die Lektion des Grausigen und Furchtbaren, die man hinter sich gebracht hat, besonders etwas ältere Menschen weisen darauf hin, daß sie «mit all dem» nichts zu tun hatten, sich aber auch nicht damit befassen möchten. Werden dann Fragen dieser Art doch in die Diskussion einbezogen, zeigen Tabuisierung und Bequemlichkeit des Herzens eine neue Facette; man verläßt sich auf die sogenannten Sachverständigen oder ganz einfach auf die, die «dort waren» oder «dort leben», ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, daß man dabei, wie etwa im Falle Südafrikas, immer auf Vertreter einer bestimmten Schicht trifft, die notabene das Problem gar nicht in seiner Gesamtheit zu erfassen versuchen, sondern aus einer bestimmten Interessenlage heraus argumentieren. Lokale Einsichten und Beobachtungen erweisen sich ja gerade bei solchen Fragen stets als ergänzungsbedürftig. Wer in den Südstaaten der USA gereist ist oder mit Südstaatlern gesprochen hat, kennt beispielsweise den Typus des aufgeklärten, eher liberalen als rassistisch eingestellten Bürgers, der recht eindrücklich darauf hinweist, daß es «in seiner Stadt» oder «seinem Gebiet» durchaus harmonisch zugegangen ist und man Spannungen zwischen Weiß und Schwarz nicht gekannt habe, bis es eben zu den Demonstrationen gekommen sei, bis diese jungen «Unruhestifter» (freedom fighters usw.) aufgetaucht seien usw. Die Korrektheit dieser Beobachtung muß in den meisten Fällen gar nicht bezweifelt werden, nur weist das Ergebnis der Meinungsbefragungen auch in den Südstaaten eindeutig darauf hin, daß die als anfechtbar empfundene Aktivität doch eine Veränderung der allgemeinen Ansicht, einen Schub zur Normalisierung des Verhältnisses hin bewirkt.

Es gehört zu der Eigentümlichkeit dieser Erscheinungen, daß lokale Erfahrungen anders akzentuiert sind als regionale, der Prozeß der Normalisierung läuft oft genug über eine Provokation des Radikalismus, der sich in einem letzten Aufflackern verbraucht und diskreditiert. Haben wir es hier noch mit allgemeinen «Abwehrmechanismen» zu tun, die bei dem Agnostiker ebenso anzutreffen sein mögen, wie bei dem Gläubigen, so ist der Zweifel an der eigenen, christlichen Vergangenheit sicher ein spezifisches Phänomen. Friedrich Heers umfangreiches Werk «Gottes Erste Liebe» (München

1967) hat ja das Thema nicht neu aufgegriffen, es war schon vorher im Gespräch; Argumente dieses Gedankenkreises sind immer wieder aufgetaucht, ihre Zusammenfassung und Systematisierung scheint die Atmosphäre eher bereinigt als vergiftet zu haben. Geht man indes nicht von der Kirchengeschichte, sondern von den Minderheitenproblemen aus, so ergibt sich natürlich eine andere Grundsituation, schon allein deshalb, weil einem dann ein sehr reiches Vergleichungsmaterial aus dem Verbreitungsgebiet anderer Religionen zur Verfügung steht. Es regt schon zur Nachdenklichkeit an, daß eine der großen Minderheitentragedien unserer Zeit – sie ereignete sich nach der Teilung Indiens zwischen Hindus und Moslems – zwei Religionsgemeinschaften involvierte, die in ihrer ganzen Konzeption wenig Anlaß für solche Katastrophen des Fanatismus zu geben scheinen. Den Hinduismus kann man als einen toleranten, religiös getönten Schwebezustand verstehen. Joseph Mason hat von ihm festgestellt: «Er lehnt es geradezu ab, sich zu definieren; wohl gibt es in allgemeiner hinduistischer Sicht ein letztes Etwas, eine Realität – diesen gemeinsamen Wahrheitsbesitz aber in ein «Dies» und «Das» zerlegen zu wollen, widerspricht dem innersten Wesen des Hinduismus, für ihn bleibt der Mensch wesenhaft und stets in Bewegung, entsprechend dem Gesetz des «Karma», das endlos ist.»

Aber auch die mohammedanische Religion hat sich in dem dem katastrophalen Ereignis vorausgehenden Zeitraum durchaus in der Richtung jener Toleranz bewegt, die in der Zweiten Sure des Korans formuliert wurde: «In der Religion soll es keinen Zwang geben, aus sich selbst unterscheidet sich die Wahrheit vom Irrtum.» Es fällt nicht schwer, die Lehre aus der kommunalen Tragödie auf dem indischen Subkontinent zu ziehen, weist ja das übrige Beweismaterial in derselben Richtung: Der Konflikt ist tief unter dem Religiösen angesiedelt, er nimmt von der jeweils herrschenden Konfession gewisse Äußerlichkeiten, bestimmte Zeichen, Gesten, Formulierungen und Legenden an, aber die Verbindung zwischen dem rohen Primäraffekt und seiner religiösen Verfremdung bleibt stets als Aufpfropfung erkenntlich, eine wirkliche Verschmelzung kann nicht stattfinden.

Von diesen Überlegungen über den Zusammenhang zwischen «Religion» und «Minderheitenfragen» – die aufgezeigte Überlagerung relativiert natürlich die Verantwortung nicht – ist es nur mehr ein Schritt zur Erörterung der grundlegenden Ursachen. Ist es das Religiöse nicht, ist es auch die Rasse nicht – und diese Auffassung könnten ja nur

die Rassisten vertreten – was ist es dann? Diese Frage ist natürlich nicht nur von theoretischem Interesse, auch die richtige Einstellung jedes Einzelnen hängt mit einer Deutung der primären Ursachen zusammen. Hier aber haben wir es mit einer Reihe ganz banaler, nicht weiter dämonischer Eigenschaften zu tun, die uns isoliert allen eigen sind, von denen wir uns auch so ohne weiteres nicht befreien können: das Unbehagen am Ungewohnten (Spiegelbild der Freude am Gewohnten, die den Begriff «Heim», «Heimat» usw. erwähnen), die Verstimmung über Laute, die einem keinen Sinn ergeben, der Verdacht anderer Wertbegriffe, die Furcht vor einer wirtschaftlichen Konkurrenz (Spiegelbild wieder der Sorge um das eigene Auskommen, Sorge um die Familie usw.). Hier mischt sich Rationales mit Irrationalem auf eine Weise, die nur eine genauere Kenntnis der Vorgeschichte deuten könnte: Schematisch dargestellt, muß es ja so gewesen sein, daß der Zusammenschluß zu einer größeren Gruppe wahrscheinlich den Ausschluß von Individuen anderer Gruppen bedingt, schließen sich dann weitere Gruppen zusammen, wird der Abstoßungsmechanismus rückgebildet, aber es ist nicht so, daß seine Funktionen ausnahmslos erlöschen. In allen Rassen- und Minderheitenkonflikten werden also Mechanismen eines früheren Entwicklungszustandes fühlbar, die sich mit völlig rationalen Beobachtungen verbinden, wie daß der Neuankömmling im Erwerbsleben eine besondere Tüchtigkeit an den Tag legt, die dem Alteingesessenen unbehaglich oder gefährlich ist. Es ist wichtig, auf diese recht typische Verbindung hinzuweisen, weil man gegenwärtig unter Umständen dazu neigt, jede Beobachtung, die mit einem negativen Vorzeichen versehen ist, dem Vorurteil zuzuschreiben.

So wurde in einer Untersuchung über die Gastarbeiter in Deutschland die Frage gestellt, ob die Neuankömmlinge nicht «furchtbar laut» seien; man gewann den Eindruck, daß eine Bejahung der Frage die Einweisung ins Grenzgebiet des Vorurteils nach sich ziehen würde. Aber mit dem Vorurteil scheint hier nur das Umgangswort «furchtbar» verbunden zu sein – vielleicht sind nämlich Gastarbeiter wirklich lauter, fröhlicher, unbeschwerter als die Meinungsbefrager und Meinungsbefragten.

Die Perfektion der Toleranz

Ist man sich der Vorgeschichte bewußt, hält man sich vor Augen, daß die Eigenschaften, die sich gegen Minderheiten mobilisieren lassen, sehr ver-

breitete, banale und keinesfalls besonders dämonische Eigenschaften sind, die sich, in den verschiedensten Kombinationen und Intensitätsgraden, bei fast allen Menschen entdecken lassen, begreift man des weiteren, daß nur der ungeheure kollektive Multiplikator die verbilligte Aggression in den ausgefahrenen Bahnen alter Scheußlichkeiten entfesselt, so wird man eine weitere Fehlerquelle entdecken und vermeiden: Sind Gleichgültigkeit, das Bestreben sich abzuwenden, die Verantwortung anderen zu überlassen, sich ohne eigenes Bemühen fragwürdigen Experten oder politischen Weggefährten anzuvertrauen das eine Übel, so gibt es auf dem anderen Ende der Skala den übersteigerten Purismus, eine Abart geistigen Hochmutes, eine Unduldsamkeit im Dienste der Duldsamkeit, die mit der «Demut» nicht mehr zu vereinen ist. Wahrscheinlich muß man sich selbst, ehe man urteilen, verstehen und wirken kann, als potentiellen Aggressor begreifen, als latenten Störer des kommunalen Friedens, ohne diese innere «Selbstbeziehung» läßt sich keine Position beziehen, die wirklich gesichert ist und sich mitten im Leben bewährt; hier findet das «wie dich selbst» eine neue Dimension. Tatsächlich haftet der realitätsfernen Toleranzideologie oft genug etwas Fiktives an, das schwer zu verbergen ist und selbst bei Angriffen aus der Primitivsphäre, wo mit wenigen immer wiederkehrenden Schablonen gearbeitet wird, das Konstruierte preisgibt. Auf die berühmte Frage: «Würde es Sie freuen, wenn Ihre eigene Tochter einen Neger zum Manne nähme» ist beispielsweise das blanké «Ja» des Purismus nicht sehr überzeugend. Man macht dem Vorurteil keinerlei Konzessionen, wenn man seine Existenz zur Kenntnis nimmt, wenn man die Welt zur Kenntnis nimmt, in der es sich ausgebreitet hat und in der die Mißgunst einer Gemeinschaft, auf die man schließlich angewiesen ist, die Glückschancen einer Verbindung dieser Art von vornherein reduziert, freilich nicht auf den Nullpunkt reduziert, aber immerhin reduziert, so daß die vorgegebene Freude nur bedeuten könnte, daß man mit einer gewissen Genugtuung das Individualschicksal, und noch dazu ein nahestehendes, in eine bestimmte Ideologie hineinstellt, weil es einem da paßt, was im Grunde nicht eben human ist. Bemühte man sich, der bösartigen Frage einen etwas vernünftigeren Inhalt zu geben, so müßte man nach Widerstand oder Unterstützung fragen, nach dem Ausmaß an Identifikation zu der man, so die Wahl einmal getroffen, fähig wäre, dem Ausmaß an Liebe und Verständnis schließlich, das man sich zutrauen würde.

Noch schlimmer wird es freilich, wenn nicht allein das Vorurteil übersehen wird, sondern man bereits konkrete Umstände, die nach einiger Zeit das Vorurteil kräftig aufladen müssen, nicht zur Kenntnis nehmen will. Die Art, wie sich in Großbritannien das Farbigenproblem entwickelte, ist ein gutes Beispiel für diese Verhaltensweise und das, was sie verursacht. Solange London über ein gewaltiges, farbiges Imperium gebot, konnte der durchschnittliche Brite seine Tage beschließen, ohne je einen Mann mit dunkler Hautfarbe gesehen zu haben. Als sich aber das Imperium in ein «Commonwealth» verwandelte, von dem bald zu erkennen war, daß es eine Übergangslösung darstellt und der Auflösung zustrebe, änderte sich das. Der «British Nationality Act» des Jahres 1948 stellte die Bewohner des Commonwealth den Engländern gleich; es gab nicht einmal eine Methode, zu erfassen, wie viele Menschen nun einströmten. 1951 war die farbige Kolonie auf 70000 angewachsen, ab 1955 wurde gezählt, ab 1962 Kontrollen eingeführt. 1965 bestand bereits die Bevölkerung zu 1,5% aus Farbigen, vor Ende des Jahrhunderts wird das Problem die Proportion des amerikanischen angenommen haben. Aber die ganze erste Phase hat man sich wenig damit beschäftigt festzustellen, was die Einwanderung für Probleme mit sich brachte, was in den Schulen, Wohnvierteln und Arbeitsplätzen sich tatsächlich abspielte. Selbst die Führer der Gewerkschaften, die gewußt haben müssen, was sich drunten im Fußvolk ereignete, hüllten sich in Gemeinplätze des Purismus. Nun aber verläßt eine Generation farbiger Engländer die Schule, und der Parlamentarische Staatssekretär im Innenministerium, in dessen besondere Verantwortung die Eingliederung der Einwanderer fällt, mußte lapidar feststellen: «Wenn es uns nicht gelingt, die Infrastruktur zu schaffen und unsere Probleme zu lösen, müssen wir der Gefahr eines weißen Rassenhasses und einer schwarzen Militanz ins Auge sehen.» Das ist also die Konsequenz jahrelangen Schweigens, während dessen jeder, der Bedenken vorbrachte, Quoten einführen wollte und die Bewegung unter Kontrolle zu bringen versuchte, a priori als Rassist verdächtigt werden konnte. Die Labour Party, die seinerzeit den «Commonwealth Immigrants Act» als diskriminierend gebrandmarkt hatte, wendet ihn heute selbstverständlich selbst an, weil sie inzwischen eingesehen hat, welche Konsequenzen für den inneren Frieden ein weiterer Zuzug von Farbigen bei gleichzeitigem Ansteigen der Arbeitslosenziffern haben müßte. Betrachtet man die Nähe und Verbunden-

heit zwischen England und Europa, hält man sich vor Augen, daß Indien und Pakistan ihren Konflikt nicht in Oxford oder Brighton, sondern in Taschkent geregelt haben, so muß man sich ganz natürlicherweise fragen, ob sich nicht der gebildete Einwanderer aus Schweden, der Schweiz, Spanien oder Österreich als «diskriminiert» betrachten muß, wenn er jahrelang auf seine Naturalisation warten muß, während ein Analphabet aus dem Punjab, ein Fischer aus Ceylon oder ein Bauer aus Madras auch heute noch wenige Monate nach seiner Ankunft in England das aktive und passive Wahlrecht ausüben und sich als gleichberechtigter Bürger zwar nicht fühlen, aber ausgeben kann!

Ist man zur Ansicht gekommen, daß sich die christliche Einstellung zu Rassen- und Minderheitenfragen auf eine differenzierte, realistische und den jeweiligen Gegebenheiten angepaßte Weise aus dem Gebot der Nächstenliebe ableitet und daß es hierbei nicht im Sinne dieses Gebotes sein kann, dogmatischen Maximalforderungen nachzuleben, während ein wirklicher Friede nur auf evolutionäre Weise sichergestellt werden kann, so ergibt sich nun eine weitere Frage: Können wir uns mit der Verhütung von Katastrophen zufriedengeben, genügt es zur Milderung erbarmungsloser Zustände, wie sie sich in vielen Lebensgebieten in Südafrika eingeschleppt haben, beizutragen, reicht es aus, die Spannungen zu studieren, die sich nun jeden Sommer mit erschreckender Regelmäßigkeit in den Vereinigten Staaten einstellen, die sozialen Übel zu beseitigen, aus denen sie erwachsen, und bürgerkriegsähnliche Zustände hintanzuhalten? Ist all das, so wichtig es natürlich ist, nicht zur gleichen Zeit wieder zu wenig? Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß die Vorstellung eines Gastvolkes über die Position einer Minderheit im gesellschaftlichen Gefüge meist von vornherein festzustehen scheint und wenig variabel ist; Beschwerden werden zur Kenntnis genommen, auf hartnäckiges Drängen unter Umständen sogar Verbesserungen eingeführt, ohne daß sich das grundsätzliche Konzept verändert oder ein schöpferisches Neubedenken der Relation anhebt. Wer in der Heiligen Schrift einigermaßen bewandert ist, in der so viel von Minderheiten und dem, was sie zu erdulden haben, die Rede ist, wo zwischen dem «Auszug der Juden» und der Erzählung vom «Barmherzigen Samariter» individuelles und kollektives Minderheitenschicksal dargestellt und Verhaltensweisen exemplifiziert werden, der weiß, daß dieses Phänomen uralt ist. Aber die Tatsache, daß die Erscheinung sehr alt ist und sich bereits in der vorbiblischen Ge-

schichte Beispiele entdecken lassen, kann weder Anlaß zur Entmutigung sein noch von Versuchen dispensieren, in unseren Tagen einen neuen Anfang zu machen und andere Wege zu gehen als die bisher eingeschlagenen. Überblickt man die bisherigen Lösungsversuche sowie die bisher entwickelten Methoden mitmenschlicher Beziehungen, so fällt sofort auf, daß man im allgemeinen nur zwischen Ghetto und vollständiger Assimilation wählen konnte; war man also gegen Ghetto und Apartheid, mußte man logischerweise für die vollständige Preisgabe des Ererbten und Überkommenen sein; Minderheiten waren, so gesehen, nur Übergangsstadien, die zur Trennung oder Fusion führen mußten. Als die amerikanische Regierung in einer der großmütigsten Aktionen ihrer Einwanderungspolitik Zehntausende geflüchteter Ungarn in der Operation «Safe Haven» über den Atlantik brachte, geschah dies trotz einer gewissen Reserve, die man in den Staaten gegenüber dem ungarischen Einwanderer an den Tag legt; es wird ihm – zu Recht oder zu Unrecht, das kann hier nicht untersucht werden – vorgeworfen, daß er allzusehr an seinen nationalen Eigenschaften festhalte, das ungarische Idiom als zweite Sprache beibehalte – man trifft drüben manchmal ungarisch sprechende Neger, was die Behauptung augenfällig demonstriert – ergo nicht rasch genug zu einem hundertprozentigen Amerikaner werde. Die englische Einstellung gegenüber dem Farbigen ist da etwas differenzierter; zwar erwartet man volle «Integration», also ein sich Anpassen an Gesetze und Konventionen, fordert aber nicht gleichzeitig die völlige Assimilation, teils aus der Erkenntnis heraus, daß man es mit Mitgliedern sehr alter Kulturen zu tun hat, deren Wert nicht an der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit im gegenwärtigen Augenblick allein gemessen werden kann, teils aus der Einsicht in die eigene nationale Prägung, das Werk von Jahrhunderten, das nicht ohne Nachteil in einem «biologischen Augenblick» imitiert werden kann. Man könnte diese Haltung als eine Vorstufe zu jenem Pluralismus ansehen, von dem in der amerikanischen Literatur zu dem Thema in letzter Zeit immer häufiger die Rede ist. Demzufolge wird man vielleicht auch in den Staaten künftig nicht mehr die volle Preisgabe bisheriger Identitäten verlangen, ja es läßt sich denken, daß eines Tages die historischen und nationalen Erinnerungen, die man sich bisher nur als folkloristische Girlanden hat gefallen lassen, als Bereicherung der neuen Heimat verstanden werden. Es wäre ein kühnes Konzept, denn die bisher gemachten Erfahrungen scheinen tatsächlich zu

beweisen, daß die vollständige Assimilation am störungsfreiesten funktioniert. Vergessen und übersehen wird dabei, daß der Identitätsverlust, der nach außen oft genug die Form einer Konfrontation annimmt, ein schmerzlicher, schädigender und grausamer Vorgang ist, ein Vorgang, dem vielerlei Nachteile anhaften, die man nur deshalb nicht registriert, weil das auf diese Weise Gestörte, Irritierte und irrational Gewordene in die große nationale Summe eingeht; stoßen wir dort auf Hektik, Unsicherheit, Reaktion zu Kurzschlüssen und Panik, Unausgeglichenheit und Neigung zu Wahnvorstellungen, so läßt sich nicht mehr nachweisen, auf welche Preisgabe im einzelnen das zurückzuführen ist.

Gelänge es wenigstens, Vorstufen des Pluralismus zu verwirklichen, es wäre bereits viel getan, viel erreicht. Freilich ist der hier skizzierte Pluralismus (zu dem unter anderem die Toleranz der

Zweisprachigkeit gehören würde, zu der man sich nun im Gebiete des heutigen Jugoslawien, genauer im slowenisch-ungarischen Grenzgebiet durchgerungen hat) nur eine der Möglichkeiten, Nationalitäten- und Minderheitenprobleme schöpferischer zu gestalten, als es bisher geschehen ist. Aber dort, wo man einen Anfang machen würde, könnte sich einmal auch eine «Kettenreaktion des Guten» einstellen; die Nächstenliebe ist eine in hohem Maß schöpferische Kraft, es gilt nur, sie freizulegen, ihr irgendein Wirkungsfeld einzuräumen, sie in Schönheit sich entfalten zu lassen.

JANKO MUSULIN

Geboren am 12. August 1916 in Wien, Katholik, ist diplomierter Ingenieur, Schriftsteller und Journalist, Mitglied der Verlagsleitung des Fritz Molden Verlags (Wien), 1958–1962 Leitartikler der Neuen Rundschau.

Günter Struck

Sex and morality – Resignation oder Auftrag?

Versucht man unbefangen durch irgendeine europäische Großstadt zu gehen, so werden einem die zahlreichen Darstellungen mehr oder weniger bekleideter menschlicher Gestalten auf Plakaten, Kinoreklamen und in Auslagen zahlreicher Geschäfte nicht entgehen. Fällt der Blick auf Filmreklamen, springen Titel in die Augen wie z. B.: «*Frivole Spiele*» («ein Knüller voll geballter Erotik»), «*Verbotene Welt*» («Geheimnisse schamlos und freimütig gezeigt») und viele ähnliche. Buchhandelsgeschäfte zeigen in ihren Auslagen «pikante Literatur», die früher als «Pornographie» das Licht der Öffentlichkeit scheute.

Bedeutet dies aber schon die viel zitierte «Sex-Welle»? Machen die meist wenig bekleideten Mädchen auf den Titelseiten der öffentlich angepriesenen Illustrierten bereits das aus, was gemeinhin «Sex-Welle» heißt?

Der dahinter steckenden Problematik wird wohl nicht gerecht, wer so vordergründig argumentiert.

Niemand bestreitet ernstlich, daß sich im optischen Bereich der Öffentlichkeit in zunehmendem

Maße «allgemeine Sexualisierung» breit gemacht hat. Dies gilt nicht nur für die Reklame – es läßt sich ja ebenso beobachten, wie auch intimeres geschlechtliches Verhalten den Raum der Öffentlichkeit mehr und mehr durchdringt. Dieses Phänomen hat einen tiefgreifenden anthropologischen Hintergrund, in dem soziologische und psychologische Aspekte eng verflochten sind. Das Phänomen «Sex-Welle» ist also äußerst komplexer Natur.

Die einen sagen, das habe «alles nur mit Geschäft» zu tun. Die anderen behaupten, daß es sich ausschließlich um eine besondere Art von Kunst handle. Wieder andere meinen, «Sex-Welle» sei der Ausdruck psychoanalytisch deutbarer Vorgänge der Kultur der Gegenwart. Andererseits erleben wir, daß ein nicht geringer Teil der Menschen diesem Phänomen rat- und hilflos gegenübersteht. Kaum ein Erwachsener wird von diesem Phänomen völlig unberührt bleiben – von den Jugendlichen oder Heranwachsenden ganz zu schweigen.

Was ist «Sex-Welle»?

Vordergründig könnte man das Phänomen bezeichnen als die herrschende Mode einer plakatierten Zurschaustellung des menschlichen Körpers (vorwiegend des weiblichen), wobei der Zweck verfolgt wird, bestimmte Emotionen im Betrachter zu wecken. Dabei handelt es sich nicht um eine Darstellung des menschlichen (vorwiegend des weiblichen) Körpers, wie er «frei von Gott ge-